Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 25 (1920-1921)
Heft: 1

Artikel: Selbsttätigkeit im Deutschunterricht
Autor: Stucki, Helene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-311552

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Selbsttätigkeit im Deutschunterricht.

Von *Helene Stucki.*

Dass die Fähigkeit zur Selbsttätigkeit, die Freude am eigenen Suchen, Beleben und Gestalten das Beste ist, was die Schule dem jungen Menschenkinde zu vermitteln vermag, wird heute kaum bestritten. Elementar-, Mittel- und Oberstufe wetteifern ja in sämtlichen Stoffgebieten miteinander darin, die in jedem Schüler steckende Kraft zu wecken und mobil zu machen zur frohen Gestaltung. Seitdem ich mir bewusst bin, dass es auch in unsern obern Klassen und auch im Deutschunterricht kein höheres Ziel gibt, als Weckung der Selbsttätigkeit, ist mir die Arbeit noch lieber und leichter geworden. Wenn ich vorher meine oberste Mädchenklasse betrachtete, da wurde mir selbst oft angst und bang vor der Fülle des Stoffes, mit dem ich die Leute gern überschwemmt hätte. So eine Klasse ist nämlich, wenigstens in unsern Verhältnissen, ein recht differenziertes Gebilde, das mit Ansprüchen der verschiedensten Art an die Lehrkraft herantritt. Da sitzen die Schülerinnen, denen die Sekundarschule nur die Pforten zur höhern Bildung öffnen will, die Aspirantinnen für Seminar, Handels- und Fortbildungsschule. Neben ihnen ist die Zahl derer, die eine praktische Lehrzeit zu machen gedenken, sei es in einem Bureau oder in einer Werkstätte. Dann haben wir in jeder Klasse auch ein allerdings von Jahr zu Jahr kleiner werdendes Trüpplein von Töchtern aus sogenannten guten Familien, für welche das Ende der Schulzeit zugleich das Ende jeder ernsthaften Arbeit zu bedeuten scheint. Vergessen wir nicht die meist grosse Anzahl derjenigen, die wissen und fühlen, dass sie einen Beruf erlernen müssen, die aber noch keine Wahl getroffen haben. Sie bedürfen der weisen Fürsorge und Leitung eigentlich am meisten. Des Trennenden ist also in solch einer Klasse recht viel, das einigende Band, das sie zusammenschweisst und das zugleich jedes einzelne leitet und bildet, kann nur eine Kraft sein, die in jedem das Beste weckt und es veranlasst, sein Können in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Ich möchte nun an einigen Beispielen aus der Praxis zeigen, wie die jungen Mädchen zur eigenen Arbeit angeleitet werden können: Um etwas System in die Sache zu bringen, wählen wir gewöhnlich für jedes Quartal ein Lebensgebiet aus, zu dem uns jede Schülerin eine Arbeit zu liefern hat. So haben wir letzten Winter die *Heimstätten* zum Kernpunkt gemacht. Da wurden zugleich als Geschichtsrepetitorium folgende Aufgaben zur Auswahl gestellt: Das römische Wohnhaus, das germanische Gehöft, die mittelalterliche Burg, ein Emmentaler Bauernhof, ein Wolkenkratzer in Neuyork, eine Mietskaserne usw. Die kulturgeschichtlichen Bilder, die in untern Klassen besprochen worden waren, wurden hervorgesucht, Kommentare dazu ausgeteilt, das übrige Material, Bilder, Zeichnungen, Texte und Beobachtungen sollten die Mädchen selber zusammentragen. Es ist gut, wenn sie suchen müssen, wenn Väter und Brüder zur Mitarbeit aufgefordert werden, das knüpft ein Band zwischen Schule und Haus. Und wenn z. B. ein gütiger Onkel Zeichnungslehrer seiner Nichte den Grundriss eines römischen Hauses vordemonstriert und ihr kunsthistorische Hefte zur Vorbereitung überlässt, so kommt das ja der ganzen Klasse zugute. Solcher Schnittlinien durch die Geschichte liessen sich eine ganze Menge anlegen. Über Kirchen, Schulen, Feste, Kleidung, Gastmähler in den verschiedenen Zeiten könnte man interessante Arbeiten machen lassen. Nur, dünkt mich, sollten diese rein sachlichen Darstellungen in etwas Persönlichem, das Vergangene in etwas Gegenwärtigem gipfeln. So haben wir, nach Anhören der

Vorträge über Wohnstätten, etwas von der modernen Wohnungsnot, von Wohnungsgenossenschaften usw. geredet. Eine jede sollte die Forderung verstehen: Jedes sein Heim! und zugleich die andere an sich selber stellen: Jede Frau muss eines schaffen können! Als Synthese der ganzen Besprechung folgten Klassenaufsätze wie: Mein Heim. Wo und wie ich wohnen möchte. Wie schmücke ich mein Stübchen. Ein Raumkunst-Schaufenster. Ein wohnliches und ein ungemütliches Heim, Blumen im Heim usw.

Eine Darstellung von *Festen* (griechisches Theater, mittelalterliches Turnier, Hoffest in Versailles usw.) könnte in folgenden Themata gipfeln: Wie wir daheim Feste feiern. Mein liebstes Fest. Wenn ich ein grosses Fest geben dürfte. An Beispielen in unserer Literatur, die hier anregend und befruchtend wirken könnten, ist ja kein Mangel. Der Blick in die Vergangenheit sollte das Auge für die Gegenwart schärfen, das Verantwortungsgefühl für die Zukunft wecken.

Den gleichen Weg gingen wir, als wir einmal während mehrerer Monate *Frauenleben und Frauenarbeit* zum Mittelpunkt unserer Arbeiten machten. Schau zurück! Schau um dich! Schau vorwärts! hiess es auch hier. Zur Lösung der ersten Aufgabe sollte jede Schülerin das Lebens- und womöglich Charakterbild einer Frau aus der Vergangenheit studieren und vorführen. Ich war erstaunt, wie rasch und freudig die Mädchen ihr Material gefunden hatten; kaum einem musste ich aushelfen. Dafür wurden Bücher, die sonst vielleicht jahraus, jahrein unbenutzt im Schranke liegen, hervorgeholt und dienstbar gemacht. Ganz besonders gefreut hat es mich, dass Gertrud Villiger-Kellers prächtige „Schweizerfrau“ in ihrer Ruhe aufgestört wurde und den jungen Mädchen in die Hände kam. Das eine hat uns daraus das Lebensbild von Pestalozzis trefflicher Gattin erzählt, das andere machte uns bekannt mit der Fabrikarbeiterin Anna Marti, deren Schicksal das, was wir in der Geschichtsstunde vom Maschinenzeitalter, von Fabrikgesetzgebung usw. gehört hatten, wundervoll ergänzte und vertiefte. Dann rückte auch ihr Gegenstück auf, Frau Josephine Dufour, die industrielle Frau, die in ihrem Betriebe die soziale Frage praktisch gelöst hatte, „der es gegeben war, zu herrschen und zu dienen, wie wenigen“. Dichterinnen und Künstlerinnen (Selma Lagerlöf, Ottilie Wildermuth, Annette von Droste, Johanna Spyri, Clara Schumann), Dichtermütter (Frau Rat Goethe und Schillers Mutter), Wohltäterinnen (Florence Nightingale und Anna Seiler), Heldinnen, Königinnen und Kaiserinnen wurden uns mit mehr oder weniger Wärme in besserm oder schlechterm Deutsch vorgeführt. Sicher ist vieles von dem Gehörten, vor allem das Biographische, zum grossen Teil wieder vergessen worden. Wenn nichts lebendig geblieben ist, als der Glaube an Frauenkraft und Frauentüchtigkeit und die Freude an guten Biographien, dann war die Arbeit schon ein Segen. Die zweite Frauenarbeit galt der Mitwelt. Das Lebensbild oder auch der Tageslauf einer Frau aus der Umgebung (Mutter, Grossmutter, Magd, Nachbarin usw.) sollte dargestellt werden. Mit Freuden erinnere ich mich der warmbewundernden Teilnahme, mit welcher ein Mädchen über Frau Bundesrat Müller, ein anderes aus persönlicher Bekanntschaft heraus über Elisabeth Müller, die Dichterin des „Theresli“, sprach. Zum Schluss kam dann wieder die „Nutzanwendung“ aufs liebe Ich. Wie und was ich werden möchte. Mein Vorbild. Vor jedem steht ein Bild des, was es werden soll, lauteten etwa die Themata. Heute, wo ich Johanna Siebels Buch gelesen habe, würde ich nicht unterlassen, die Mädchen darauf hinzuweisen, weil das Leben der Frau Marie Heim-Vögtlin wie kein zweites geschaffen ist, vorbildlich und wegweisend auf die Jugend einzu-

wirken. — In unsere Frauengruppe hineingezogen wurden auch Gedichte über und von Frauen. Wir merkten, wie es vor allem die Frau als Mutter ist, die den Dichter begeistert und zu Versen anregt (Heine: An meine Mutter, G. Keller: Meiner Mutter, C. F. Meyer: Hesperos, Fontane: Die feinen Ohren usw.), während die Berufsfrau ein viel weniger poetischer Gegenstand zu sein scheint. (Chamisso: Die alte Waschfrau.) Die Wände unseres Schulzimmers waren in dieser Zeit mit Madonnenbildern geschmückt, von denen wenigstens zwei (die sixtinische Madonna von Raphael und die Madonna des Bürgermeisters Meyer von Holbein) eine eingehende Würdigung erfuhren.

Auf etwas realerem Boden bewegten wir uns in einer andern Klasse, wo jede Schülerin die Aufgabe erhielt, sich bei einer bekannten berufstätigen Frau ganz genau nach Arbeitsbedingungen, Lohnverhältnissen, Aussichten usw. ihres Berufes zu erkundigen und den Mitschülerinnen darüber einen kleinen Vortrag zu halten. Auch da waren die Mädchen gar nicht verlegen, und ich habe aus ihren Ausführungen über den Telephonistinnen-, Verkäuferinnen-, Schneiderinnen-, Modistinnenberuf, über die Kunstgewerblerin und Krankenpflegerin mancherlei erfahren, was mir zu wissen nützlich war. Und die Hauptsache ist ja auch hier, dass die Schülerinnen auswählen, suchen, fragen und darstellen müssen. Was uns oft ganz beängstigend vorkommt, ist doch die Gleichgültigkeit, mit der viele bis zum letzten Augenblicke den Berufsfragen gegenüberstehen. Um daran ein bisschen zu rütteln, habe ich einmal, angeregt durch einen Aufsatz von Frau Dr. Bleuler-Waser, das Aufsatzthema gestellt: Spiele — Träume — Lektüre — Beruf. Die Kinder sollten sich erinnern, welche Spiele der Kindheit sie am meisten beglückt hatten, ob die Beschäftigung mit Dingen, ob Basteln, Kleben, Nähen, Gartenarbeit oder ob sie lieber mit lebenden Wesen, mit Tieren und Menschen sich abgaben. Daraus und auch etwa aus oft wiederkehrenden Wach- und Schlafträumen und aus der Wahl der Lieblingsbücher und Lieblingshelden können sicher wertvolle Schlüsse auf die berufliche Eignung gezogen werden. Ich habe wenigstens bei einer Schülerin, die schwankte, ob sie das Seminar oder die Handelsschule besuchen wollte, ganz deutlich kaufmännische Veranlagung herausgespürt, und von den vier Seminaraspirantinnen wusste ich nun ganz genau, welche zwei aus innerem Drange Lehrerin werden mussten und welche ebensogut einen andern Weg einschlagen konnten. Im allgemeinen zeigte sich auch in dieser über das Mittelmass intellektuell begabten Klasse eine starke Neigung zum Hausfrauen- und Mutterberuf, was mich freute und beruhigte, hatte ich doch kurz vorher von einem Kollegen die Bemerkung hören müssen, wir Lehrerinnen entfremdeten die Mädchen ihrem natürlichen Berufe. Wenn wir auch weder das Recht noch die Fähigkeit haben, bestimmend auf die Berufswahl einzuwirken, so können wir doch ein wenig stossen, Riegel wegschieben, Fenster auftun und allerlei Ausblicke eröffnen.

Auch auf dem Gebiet der bildenden Kunst können wir Anreger zur Selbsttätigkeit sein. Wir besprechen gelegentlich das Leben, an Hand guter Reproduktionen, die Werke seines Meisters (Schwind, Richter, Feuerbach z. B.) und muntern die Mädchen auf, sich selbst ein Kunstheft, wie sie Velhagen und Klasing herausgaben, anzuschaffen und darüber zu berichten. Als die Bücherpreise auf dem tiefsten Punkt angelangt waren, hat sich von einer Klasse jedes ihren Maler gekauft und einen Vortrag über ihn gehalten. Dies Jahr haben wir in der Geschichte eingehender als sonst die grossen Maler der Renaissance behandelt, und die Kinder brachten mit solchem Eifer Reproduktionen her, dass

es nur eines Winks bedurfte, sie zum richtigen Suchen zu veranlassen. Jetzt führt fast jede ihr „Kunstheft", in das sie hübsch geordnet biographische Notizen über die Künstler einträgt, wenn möglich sein Bildnis beifügt und ausgeschnittene Reproduktionen oder Postkarten von ihren Hauptwerken dazu klebt. Alte Schülerkalender und Kunstkataloge bilden eine Fundgrube für solche Schätze. Der Wert dieser Handfertigkeit darf nicht unterschätzt werden. Einmal wird dadurch der Sammeleifer, der in jedem normalen Kinde steckt, auf richtige Bahnen geleitet, dann üben sie sich in sauberer und gefälliger Darstellung, und endlich glaube ich doch, dass der, dessen Augen recht oft auf einem Abendmahle des Leonardi, einem Raphael oder Dürerbild ruhen, mit der Zeit Kitsch nicht mehr ansehen mag.

Ausschneiden und Kleben brauchen wir in einer andern Klasse längst fürs Literaturheft. Natürlich treiben wir so wenig systematische Literaturgeschichte wie Kunstgeschichte. Aber wenn uns ein Dichter durch seine Werke lieb und vertraut geworden ist oder wenn umgekehrt seine Persönlichkeit und sein Lebensbild erst recht das Verständnis für seine Dichtungen öffnen, dann gönnen wir uns seine Lebensgeschichte und tragen eine Zusammenfassung und eine Angabe der Werke ins Heft ein. Dichterbildnisse, Photographien von seinem Geburts- oder Wohnhaus, auch etwa Zeichnungen (ich erinnere mich, in einigen Heften neben dem bekannten Widmannbild mit dem Hündchen eine kleine Zeichnung vom Widmannbrunnen gefunden zu haben) illustrieren das Heft, das den Mädchen auch nach dem Schulaustritt lieb und wert bleibt. In der Klasse, wo die „Frauen" eine eingehende Würdigung erfahren, haben wir das Heft benannt: Von grossen Männern und Frauen. Da fanden dann neben den Dichtern die grossen Aufklärer und andere Helden der Geschichtsstunde ihre Seite, da werden am Ende des Jahres neben Pestalozzi, Henri Dunant u. a. Wohltätern der Menschheit auch berühmte Frauen verewigt sein.

Geschichte und Deutsch gehören ja überhaupt ganz eng zusammen. Gelegentlich ist es z. B. ganz gut, aus einem grossen behandelten Geschichtsganzen ein Teilgebiet auswählen und als Aufsatz darstellen zu lassen. Ein andermal werden wir ein Stück aus dem Quellenlesebuch mit einer künstlerischen Erzählung aus derselben Zeit vergleichen lassen, z. B. Gottfried Kellers „Unterwaldner Freiheitskämpfe" oder Isabella Kaisers „Holio Dialu" mit dem Bericht eines Sennen: Wie die Franzosen im Maderanertal plünderten. (Geschichtslesebuch Grunder, II. Teil.) Als Hauptunterschiede fanden die Schülerinnen heraus, dass für den Dichter die Landschaft etwas ganz anderes bedeutet als für den Berichterstatter. (Bei Keller z. B. kann sie einen Gegensatz bilden zu den Ereignissen, sie kann aber auch den Eindruck, den das Geschehen hervorruft, steigern oder verklären, beim Sennen steht sie in gar keinem Zusammenhang damit.) Dass in der Dichtung die Menschen schärfer charakterisiert sind und uns deshalb menschlich viel näher treten, spüren die Kinder selber. Und es braucht auch nur eines leisen Winkes, sie den gewaltigen Unterschied zwischen der Sprache eines Dichters und derjenigen eines gewöhnlichen Erzählers (Wahl der Verben und Attribute, Zusammensetzung von Wörtern, Bilder) bewusst werden zu lassen. Nachdem wir bei G. Keller gelesen, dass die Geschichte mehr das allgemeine Schicksal eines Volkes erzählt, die Dichtung dagegen das Einzelschicksal gestaltet, wurden die Mädchen aufgefordert, die Erlebnisse eines oder zweier Menschen während eines bestimmten historischen Ereignisses (hier die Franzosen in der Innerschweiz) darzustellen. Es waren sicher zum Teil recht schlechte

Muster von Erzählkunst, die da zutage gefördert wurden; oft fehlte es ganz erbärmlich sowohl an Logik wie an Psychologie. Aber die Hauptsache am Aufsatzunterricht ist ja nicht, dass wir am Jahresende möglichst viel Musterarbeiten vorzuweisen haben, sondern dass unsere Kinder etwas gelernt haben. Sich in ein bestimmtes Schicksal, das sich an einem gegebenen Ort zu einer gegebenen Zeit abspielte, hineinzudenken, schult sicher sowohl die Kenntnisse wie auch die Denkkraft. Und dazu kommt ein anderes: Wer ehrlich versucht hat, eine Erzählung selbst zu schaffen, wird, auch wenn der Versuch nicht glückte, einem Meisterwerk der Erzählkunst anders gegenüber stehen als der, der stets bloss geniessend sich der Dichtung hingibt.

Ein andermal möchte ich dann berichten, in welch vielgestaltiger Weise Gedichte die Selbsttätigkeit anzuregen vermögen. Für heute nur das Eine noch: Man hat lange Zeit gemeint, die einzige produktive Arbeit, die wir von unsern Schülern, auch auf der obern Mittelstufe, verlangen dürfen und sollen, seien der sogenannte freie oder Erlebnisaufsatz und auch die Darstellung eigener Beobachtungen. Diese Auffassung zeigt auch Otto Berger in seinem Aufsatzbuch: Gefasste Quellen (Sauerländer & Co., Aarau 1920). Ich habe mich herzlich gefreut, im „Kleinen Bund“ vom 19. September eine Kritik von O. v. Greyerz zu lesen, worin er diesem Buche eine gewisse Eintönigkeit vorwirft. „Das erwachende Talent“, heisst es dort, „muss sich auch an diesen schwereren Aufgaben (Beschreiben, Dramatisieren, Referieren, Abhandeln) bilden; es muss aus der Befangenheit der Subjektivität herauskommen und sich zur sachlichen Behandlung von Gegenständen des Kultur- und Menschenlebens, der Geschichte, der Kunst und der grossen Lebensfragen ermannen. Sonst verkümmert es in der Verliebtheit des eigenen Ich, wird kleinlich und eitel.“

Gewiss schreiben wir auch gelegentlich „freie Aufsätze“, aber dann ganz freie. Dann werf ich den Mädchen gleich ein ganzes Rudel von Themata an den Kopf und führe noch bei: Wer über etwas anderes lieber schreibt, soll's getrost tun. So hab ich diese Woche zur Auswahl gestellt: Mein Kummer, Meine gegenwärtigen Freuden, Was ich um mich und in mir anders haben möchte, Wofür ich mich jetzt grad am meisten interessiere. Und manch eine hat ihrem von Sorgen oder Freuden übervollen Herzen Luft gemacht und der Lehrerin allerlei wertvolle Winke gegeben. So können die freien Aufsätze wirklich zu einem Band werden, das Lehrende und Lernende verbindet. Wer aber grad nichts „abzureagieren“ hat, der soll nicht eine halbe Stunde am Federhalter kauen und sich künstlich in eine sorgen- oder freudvolle Stimmung hineinarbeiten, sondern lieber irgend ein Erlebnis erzählen. Nur füge ich dann bei: „Erlebnisse *berichten* können auch die Kleinen, ihr sollt gestalten, *darstellen*, ihr sollt Künstler und nicht Berichterstatter sein. Dass man das auf dieser Stufe wirklich verlangen darf, und dass grad der Umweg um sachliche Darstellungen die eigne Sprach- und Gestaltungskraft tüchtig fördert, haben mir die letzten Arbeiten bewiesen. Schon die Titel klangen verlockend. Warum ich die Mohrenköpfe nicht mag, Warum ich unser Türmchen so gern habe, Die Kissenschlacht, Auf meiner Ferienreise, Wie es geht, wenn man Aepfel „stibitzt“, Das Leinwandsäcklein, war darunter. Ich darf wohl sagen, dass die Korrektur dieser Arbeiten recht reizvoll war und dass wir in der Stunde, in der die Aufsätze zurückgegeben wurden, aus dem frohen Lachen gar nicht herauskamen. Wenigstens eines dieser vergnüglichen Stücklein möge die Ehre des Gedrucktwerdens erleben:

Warum ich die Mohrenköpfe nicht mag.

Es gab einmal eine Zeit, in der ich die Mohrenköpfe (ein beliebtes, kleines Gebäck) für die höchste Errungenschaft der Kultur hielt. Warum ich sie jetzt nicht mehr mag, will ich nun erzählen:

Der Bäcker Müller am Marktplatz verkaufte früher Mohrenköpfe für zehn Rappen. Diese waren aber grösser als die grössten Wecken, die man heute für diesen Preis kriegt. Und jeden Tag hatte er eine solche Menge davon ausgestellt, dass man hätte meinen können, er müsse die halbe Stadt damit ernähren. Ich hätte nun für mein Leben gern einen solchen Mohrenkopf gehabt. Einmal bekam ich von einer alten Tante ein Zehnrappenstück geschenkt; da war ich sofort entschlossen, dass daraus ein Mohrenkopf werden müsste. Tag und Nacht überlegte ich nun, wie ich die Geschichte anstellen sollte, und das Ergebnis der anstrengenden Gedankenarbeit war, dass ich alles meinem besten Freunde, dem Paul O., anvertraute.

„Also Paul", sagte ich zu ihm, „wenn du mir beim Bäcker Müller ein Mohrenköpflein herausholst, so bekommst du auch ein Stück davon. Ich warte dir dann vor dem Laden." Nie habe ich Pauls Gefälligkeit so angenehm empfunden, wie bei diesem Auftrage. Nach der Schule erwartete ich ihn, und wir rannten zusammen, was wir konnten, den Marktplatz hinunter. Ich bin heute noch der Ueberzeugung, dass der Bäcker Müller nie so schöne Mohrenköpfe ausgestellt hatte wie an diesem Tage. „Da Paul", sagte ich, „hast du die zehn Rappen, ich warte vor der Türe." Kaum hatte er den Laden betreten, so drückte ich mir am Schaufenster die Nase platt, um zu beobachten, ob die Verkäuferin sicher das grösste von allen Stücken vom Brett nehme. Auf einmal legte sich eine Hand auf meine Schulter. Wie ich mich umdrehe — ich meinte, mich hätte der Blitz getroffen — stand da meine Mama und fragte mich freundlich: „Was machst du denn hier?" Ich habe, offen gestanden, nie gern gelogen; aber in diesem Augenblick habe ich doch eine Lüge hervorgestottert: „Der Paul kauft sich einen Mohrenkopf", gab ich meiner Mama zur Antwort. Sie merkte wohl, dass ich log. Da kam Paul aus dem Laden und streckte mir, trotzdem ich ihm immer zublinzelte, das Mohrenköpfchen hin und sagte: „Da ist's jetzt!" Meine Mama begriff sofort, dass Paul es von meinem Gelde gekauft hatte. Ganz ruhig nahm sie den Mohrenkopf, gab ihn Paul und sagte: „Da Paul, lass dir's schmekken". Und dann nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir heim. Was ich zu Hause erfuhr, verrate ich niemandem. Als ich das nächste Mal meinen Freund Paul traf und er mich fragte: „Du, wann soll ich dir wieder einen Mohrenkopf kaufen?" Da wusste ich, dass er von dieser Stunde an nicht mehr mein Freund sein konnte.

Üsi Zitig.

E Troum, von *Emma Ziegler,* Bern.

Still, bi nachtschlafender Zit, wenn alle Tageslärm grueht het,
We d'Wält so fridlech isch gsi, wi wenn es niene e Sorg gäb,
Wo d'Möntschehärze bedrücki: hei mängisch[1] im heimleche Dunkel
Vergangni und kommendi Zite mit stillem und lysligem Reige
Als liechti Gestalte dem Härz u de schlafende Sinnen e Bsuech gmacht.

[1] manchmal.